

Ein Arbeiterleben: Richard Druschnitz (1889 – 1973)

Von Paul W. Roth

Der wissenschaftliche Wert dieser Arbeit, die auf authentischen, zumeist mündlichen Eigenaussagen und einer schriftlichen Schilderung des Bruders Franz Druschnitz beruht, kann darin liegen, daß Lebensläufe von Arbeitern heute systematisch gesammelt werden. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß die Darstellung dieses Lebenslaufes auch mein persönliches Anliegen ist.

Er kam am 2. April 1889 als fünftes von acht Kindern im kleinasiatischen Teil Konstantinopels, in Pascha-Bahce, zur Welt, seine Eltern nannten ihn Richard. Eines der Geschwister starb in Stambul schon als Kleinkind „an den Fraisen“ und ist in Büjükdere begraben. Dort gestatteten die Mohammedaner den Fremden, ihre Toten zu beerdigen, dort wurde Richard bei den Minoriten getauft und dort wohnte der Arzt, den man aufsuchte. So ist die Erinnerung an die Fahrt über den Bosphorus noch hell geblieben.

Der Vater Rudolf, geboren 1847 in Maria Rast im Bacherngebirge, war ein Weißglasmacher gewesen, der früh seinen Vater verlor, mit sieben Jahren bereits arbeiten mußte und daher ein Analphabet blieb. Als Glasmacher wanderte er von Hütte zu Hütte. So arbeitete er in Schneegattern, Wies, Köflach, Vordersdorf, Voitsberg, Moosbrunn und Reifnig. In Köflach hatte er seine Frau heimgeführt, die aus Schneegattern in Oberösterreich stammte und deren Vorfahren sämtliche ebenfalls Glas-

macher gewesen waren. Ihr Mädchenname — Guß — ist auch heute noch unter den Glasmachern gut bekannt: Hanns war bis unlängst Direktor der Fabrik in Graz-Gösting, Silbert leitet noch eine Glasfabrik in der Schweiz, nachdem er in derselben Funktion zunächst in Oberdorf tätig gewesen war. Beide sind Vettern von Richard Druschnitz, meinem Großvater, der es immerhin bis zum Oberhüttenmeister brachte.

Sein Vater war in Pirano/Istrien tätig gewesen, als ein Unternehmer namens Modiani die dortigen Glasmacherfamilien abwarb. Modiani hatte in Stambul die erste Glasfabrik der Türkei gebaut, und viele steirische Glasmacher folgten seinem Ruf.

Dort wurden die Familien in zwei großen Personalhäusern untergebracht, die unmittelbar am Meer standen. Man sah Tag für Tag die Schiffe vorbeiziehen, und wenn ein Sturm aufkam, mußten schwere Balken geschlossen werden, um den Brechern Einhalt zu bieten. Richard konnte vom Fenster aus angeln. Im Haus befand sich eine Kirche, wöchentlich einmal kam ein Pater herüber. Ein Schleifer hielt neben seiner Arbeit Schulunterricht für die Kinder ab. Die Glashütte, in der damals rund 30 Personen beschäftigt waren, arbeitete anfangs auf zwei Hafenoefen: auf einem wurde „schönes Glas“ erzeugt, am anderen Lampenzylinder, später auch Medizinfläschchen. Die Glasmacher verdienten sehr gut und dennoch entschloß sich der Vater nach zehnjährigem Aufenthalt 1894, da er von ständigem Heimweh und einer ihm offensichtlich eigenen Rastlosigkeit getrieben war, heimzukehren. An einem stürmischen Wintertag lief das Schiff nach Triest aus; von dort ging es nach Reifnig. Hier sagte es dem Vater nicht mehr zu, indes der älteste Sohn Franzl, der bereits als Achtjähriger in Stambul Lampen eingblasen hatte, der Arbeit nachging. Den Vater zog es weiter nach Vordersdorf, nach Köflach, er probierte es auch wieder in Moosbrunn, schließlich gelangte er nach Osrede bei Agram, wohin wieder die ganze Familie nachzog. Düster stachen hier die Verhältnisse ab: Pfennwerthandel und Schulden. Der Vater zahlte mit dem letzten Geld und es ging wieder weiter. In Salgotarjan/Ungarn blieb die Familie zwei Jahre. 1897 schließlich gelangte man nach Graz. In Gösting bestand seit 1890 eine moderne Glasfabrik, die ausschließlich Flaschen erzeugte. Die Familie wurde hier — endlich — seßhaft. Und nun ging Richard, inzwischen mehr als sieben Jahre alt, zur Schule nach Eggenberg. Noch während seiner Schulzeit mußte er in der Nacht in der Hütte aushelfen, nämlich Flaschen „eintragen“ (in den Kühlofen tragen). Sein älterer Bruder trug damals bereits die Last, die Familie zu erhalten, da Vater durch den Grauen Star, ein typisches Glasmacherleiden dieser Zeit, schon sehr schlecht sah und nur mehr Hilfsdienste leisten konnte, die Mutter half als Flascheneinbinderin aus.

Mit dreizehn Jahren verließ Richard die Schule und begann seine reguläre Lehrzeit. Die Hütte hatte damals dreißig Glasmacher beschäftigt, ebenso viele Motzer, und arbeitete auf drei Regenerativöfen. Während dieser Lehrzeit erlitt Druschnitz im Alter von fünfzehn Jahren eine Gelenksentzündung, die ihm das linke Bein versteifte und damit kürzte und die auch später zu schaffen machte. Seine Freisprechung

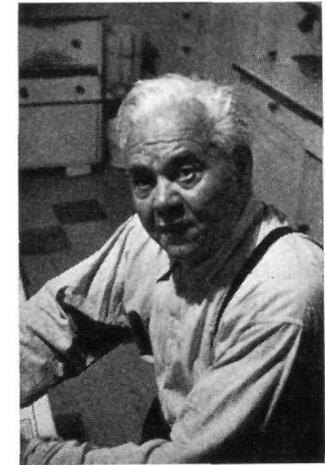
erfolgte nach zwei weiteren Jahren im Zusammenhang mit dem alten Brauch des „Werkstatt-Auskehrens“: Anmarsch der Gesellen, feierliche Chormelodien, Weihe der Arbeitsstätte durch Vollkehren mit Scherben. Der so Aufgenommene zahlte, wie kann's anders sein, ein Faß Bier und durfte auf einer halben Stelle, das heißt ohne Lehrbuben, arbeiten, was rund ein Jahr lang geschah. Dann ging auch Richard Druschnitz, wie fast alle Glasmacher, auf die Walz. Er zog über den Semmering ins Niederösterreichische, brauchte vier Tage bis in die Gegend von Wien, wobei er in den „Heimat-Herbergen“ in Bruck, Mürzzuschlag und Gloggnitz kostenfrei nächtigte. In Vösendorf fand er Logis bei einem Verwandten aus der Familie Guß und arbeitete zwei Monate. Auf Empfehlung fuhr er von dort mittels Bahn nach Dresden. In der dortigen renommierten Hütte arbeitete er rund fünf Monate. Seine folgende Wanderschaft führte ihn über Meißen, Torgau, Frankfurt an der Oder, Fürstenwalde nach Berlin. In den Herbergen, wo eine Entlausung noch vorgeschrieben war, gelang es unter Vorweis des Arbeitsbuches leicht unterzukommen. In Berlin, wo gerade keine Glasarbeiter gebraucht wurden, hatte Kaiser Wilhelm II. eine Herberge für Walzbrüder errichten lassen. So kehrte Druschnitz wieder nach Dresden zurück, wo man ihn gerne behalten hätte, brach dann nach Aussig auf, wo er wieder drei Monate arbeitete. Gut konnte er sich an die dort zugespitzten nationalen Verhältnisse erinnern: Deutsche und Tschechen trafen sich streng getrennt an Sonn- und Feiertagen zum Tanz, wobei die Sokoln mit tschechischen Fahnen aufmarschierten und es nicht selten zu Zusammenstößen kam; das war 1907. Von Aussig führte die Wanderschaft über Prag, Brünn, Grafenschlag-Ottenschlag und Mariazell wieder ins Heimische. In Gösting konnte Druschnitz, der rund ein Jahr unterwegs gewesen war — das letzte Stück zusammen mit einem Jugendfreund, den er zufällig getroffen hatte —, sofort wieder mit der Arbeit beginnen. Um 1910 faßte er aus privaten Gründen den Entschluß, nach Amerika zu gelangen. So nahm er einen Zug nach Bremerhaven und stieg als blinder Passagier gemeinsam mit einer Zufallsbekanntschaft — der Mann nannte sich Copper — auf das Schiff „Martha Blumenfeld“, welches, was beiden unbekannt war, nach Cardiff auslief. Dort wurden sie von einem Logisbesitzer und Makler angesprochen, der ihnen für eine Gegensumme eine Heuer versprach. Druschnitz gab sich als Deutscher aus, da er als Österreicher geringere Chancen hatte, angeheuert zu werden, und kam als Trimmer in Bare-dock (?) auf das rund 2000—3000 BRT große, deutsche Frachtschiff „Anni“, auf dem er später als Heizer fuhr. Er war harte Arbeit gewohnt und konnte sich auch unter den Seeleuten Respekt verschaffen.

Das Schiff lief hauptsächlich Nordafrika an — Algier, Tunis, Temnis — aber auch Sizilien, woher man Schwefel zurückführte, Spanien mit den Häfen Barcelona, Valencia, Cartagena, Gibraltar, dann La Valetta auf Malta und Lissabon. Überallhin brachte man englische Kohle, auf der Rückreise nahm man, abgesehen vom Schwefel, auch entweder Holz oder Orangen mit. In Algier hatte er das seltsame Erlebnis, ein Bier in einer Göstinger Flasche serviert zu bekommen, die er unter Umständen selbst gefertigt hatte. Eines Tages wurde das Schiff an eine norwegische

Reederei verkauft, erhielt den Namen „Skagerak“, bekam eine ansonsten fast ausschließlich norwegische Besatzung, fuhr aber die gleichen Strecken. Nach rund eineinhalb Jahren Fahrt heuerte Druschnitz, der Amerika damit nicht erreicht hatte, in Emden ab und fuhr nach Gösting zurück, wo er sofort wieder als Glasmacher arbeitete. Sein Vater, an den er zeit- lebens in Liebe und Ehrfurcht dachte, starb im Jahre 1912 an „Aus- schindung“, wie der Arzt konstatierte, mit ziemlicher Sicherheit also an Tuberkulose.

Es muß nachgetragen werden, daß Richard Druschnitz bereits nach seiner Freisprechung der Gewerkschaft beigetreten war, und nun schloß er sich der Sozialdemokratischen Partei an und blieb ihr ohne Unterbrechung treu. Nach Kriegsausbruch, 1914, arbeitete die Göstinger Hütte, ähnlich den anderen Glasfabriken, nur mehr auf einem Ofen und hörte später gänzlich auf. Druschnitz, der wegen seines Beines nicht eingezogen wurde, fand Arbeit in der Grazer Schuhfabrik „Humanic“. Während dieser Kriegsjahre lernte er seine spätere Frau kennen, die aus einer Eisenbahnerfamilie stammte, heiratete bald und bekam von ihr als einziges Kind eine Tochter. Mit der Verehelichung war aus dem zuvor vielleicht etwas rauhen Gesellen bald ein braver Familienvater geworden, der nach Wiederinbetriebnahme der Glashütte auch alsbald dort wieder Arbeit fand. Und da Arbeit vorhanden war, konnte die Familie Druschnitz immerhin ein bescheidenes Leben führen. Nicht unwesentlich für die Beurteilung seiner Person mag auch seine Freizeitbeschäftigung sein: Mit 29 Jahren lernte Druschnitz Schach spielen und entwickelte sich im Lauf der folgenden Jahrzehnte zu einem führenden steirischen Spitzenspieler neben den Meistern Schenkirkzik und Fink, ja er spielte noch in den sechziger Jahren bei „Graz-Nord“ (später GKB-Nord) erfolgreich in der Landesliga am Spitzentisch. Bereits 1931 hatte er mit einer Auswahl an einer Arbeiter-Schacholympiade in Wien teilgenommen. Auch die Sportvereine waren damals aufgeteilt: hier Sozialdemokratie — hier Bürgertum. Ebenso soll hier angeführt werden, daß Druschnitz nicht nur ein ausgezeichneter Gitarrespieler, sondern auch gelernter Chormeister des bekannten Arbeitergesangsvereines „Morgenrot“ gewesen war, dem er seit 1912 angehörte.

Die politischen Unruhen bis zum Jahre 1934, an denen sich Richard im Gegensatz zu seinem Bruder Franz nicht beteiligte, wirkten sich auf sein Leben weniger aus als eine abermalige Gelenksentzündung, die ihn lange ans Bett fesselte. Den Ausgeheilten traf ein weiterer Schlag: Im Rahmen der Folgen der Weltwirtschaftskrise und durch die auch in der Glasindustrie fortschreitende Automatisierung verlor der inzwischen Großglasmacher Gewordene seine Arbeit. Der Hüttenbetrieb in Gösting war auf einen Ofen eingeschränkt. Durch die Arbeitslosigkeit des Vaters



lag die Erhaltung der Familie zum Teil in den Händen der Tochter, die als Verkäuferin Geld verdiente, den anderen Teil trug die Gattin bei, die eine Stelle als Aufräumerin in der Bleistiftfabrik Brevillier & Urban gefunden hatte.

Druschnitz erinnerte sich, daß die Arbeitslosen, obwohl überwiegend Sozialdemokraten, staunend über die deutsche Grenze blickten, wo es Arbeit gab. So wurde der Einmarsch Hitlers allgemein gut geheißen, und prompt fand Druschnitz sofort wieder Arbeit, wenn auch zuerst als Eintrittsträger. Obwohl er nie Nationalsozialist wurde, beförderte man ihn 1940 wegen seiner Qualitäten zum Hüttenmeister. In diesem Jahr verehelichte sich seine Tochter, damals bereits Krankenschwester, mit einem aus Siebenbürgen gebürtigen Arzt.

Bei Beendigung des Krieges war die Glasfabrik Gösting ein unbeschreibliches Trümmerfeld. Druschnitz verlor bei den Aufräumungsarbeiten zwei Finger der linken Hand, die ihm eine Eisenbahnschiene abquetschte; ein schwerer Verlust, der den Menschen wie auch den Gitarristen traf. Am Aufstieg der Hütte nach 1945 war Druschnitz, seit dem genannten Jahr Oberhüttenmeister, nach maßgeblicher Meinung anerkanntermaßen beteiligt. 1955, bald nach dem Hinscheiden seiner Frau, trat er in den dauernden Ruhestand. Enkel und dann sechs Ur-enkel konnten sich an ihm noch lange freuen. Er verstarb am 23. November 1973.

Damit endete ein Arbeiterleben, das sicherlich keinen Anspruch auf Außergewöhnlichkeit erheben kann. Aber es zeigt, wie vom alten Handwerkerstand her die Wanderlust und die Freude am Erleben der Welt noch wach geblieben sind. Darüber hinaus korrigiert es durch die vielen geistigen Interessen, denen dieser Glasarbeiter in Musik und im Schachspiel nachgegangen ist, das herkömmliche Arbeiterbild.

... und die Erhaltung der Familie zum Teil in den Händen der Tochter, die als Verkäuferin Geld verdiente, den anderen Teil trug die Gattin bei, die eine Stelle als Aufräumerin in der Bleistiftfabrik Brevillier & Urban gefunden hatte.

Druschnitz erinnerte sich, daß die Arbeitslosen, obwohl überwiegend Sozialdemokraten, staunend über die deutsche Grenze blickten, wo es Arbeit gab. So wurde der Einmarsch Hitlers allgemein gut geheißen, und prompt fand Druschnitz sofort wieder Arbeit, wenn auch zuerst als Eintrittsträger. Obwohl er nie Nationalsozialist wurde, beförderte man ihn 1940 wegen seiner Qualitäten zum Hüttenmeister. In diesem Jahr verehelichte sich seine Tochter, damals bereits Krankenschwester, mit einem aus Siebenbürgen gebürtigen Arzt.

Bei Beendigung des Krieges war die Glasfabrik Gösting ein unbeschreibliches Trümmerfeld. Druschnitz verlor bei den Aufräumungsarbeiten zwei Finger der linken Hand, die ihm eine Eisenbahnschiene abquetschte; ein schwerer Verlust, der den Menschen wie auch den Gitarristen traf. Am Aufstieg der Hütte nach 1945 war Druschnitz, seit dem genannten Jahr Oberhüttenmeister, nach maßgeblicher Meinung anerkanntermaßen beteiligt. 1955, bald nach dem Hinscheiden seiner Frau, trat er in den dauernden Ruhestand. Enkel und dann sechs Ur-enkel konnten sich an ihm noch lange freuen. Er verstarb am 23. November 1973.

Damit endete ein Arbeiterleben, das sicherlich keinen Anspruch auf Außergewöhnlichkeit erheben kann. Aber es zeigt, wie vom alten Handwerkerstand her die Wanderlust und die Freude am Erleben der Welt noch wach geblieben sind. Darüber hinaus korrigiert es durch die vielen geistigen Interessen, denen dieser Glasarbeiter in Musik und im Schachspiel nachgegangen ist, das herkömmliche Arbeiterbild.